

Leben im Alter Berliner Forscher versuchen, ein Problem der alternden Gesellschaft zu lösen – mit einem rundum technisch überwachten Zuhause

Die Senioren der Zukunft

■ VON JOACHIM FAHRUN

POTSDAM – Der Trainer macht es vor, und Siegrid Gorn verlagert vorsichtig das Gewicht auf ihr rechtes Bein. Die 82-jährige Potsdamerin trainiert ihr Gleichgewicht, Anti-Sturzübungen. Ihr Trainer ist ein Avatar, eine computergenerierte Kunstfigur auf dem Fernseher. Er sagt ihr, was sie tun muss. Bei Bedarf kann ein echter Trainer der Seniorin über eine Videokamera zuschauen, eventuelle Fehler korrigieren oder anspruchsvollere Übungen vorschlagen. Was beim Sport klappt, das funktioniert auch bei Gesprächen mit ihrem Arzt, ihrer Wohnungsgesellschaft oder dem Pflegedienst. Siegrid Gorn ist vernetzt mit allen Dienstleistern, die ihr das Leben erleichtern können.

Die alte Dame mit dem lockigen weißen Haar ist für 50 Tage in die Zukunft gereist. Sie hat als Teilnehmerin des Forschungsprojekts „Smart Senior“ erfahren, wie in einigen Jahren vermutlich viele Senioren leben werden: Über Telemedizin mit ihrem Arzt verbunden. Über Videotelefonie im regelmäßigen Kontakt mit Helfern. In einer elektronisch überwachten Wohnung, in der Sensoren registrieren, wenn sie sich länger als acht Stunden nicht bewegt, den Gashahn nicht richtig geschlossen oder die Balkentür offen gelassen hat.

Im Alter von bald 83 Jahren weiß Siegrid Gorn, wie Senioren von den vielen elektronischen Geräten profitieren können. „Man muss nicht ins Heim und kann zu Hause bleiben“, sagt die pensionierte Diplom-Ökonomin. „Die Funktionen unterstützen mich, den Alltag zu meistern.“

Die Frage, ob Ältere länger alleine zu recht kommen, ist für Deutschland überaus bedeutsam. Im Jahr 2035 werden mehr als die Hälfte der Menschen über 50 Jahre alt sein, jeder Dritte bereits älter als 60. Die Kosten für Pflege und Gesundheit werden steigen. Und gerade in Berlin, der Hauptstadt der Singles, werde sehr viele Alte alleine leben.

EKG-Werte für die Leistelle

Dementsprechend groß ist die Beteiligung an dem auf dreieinhalb Jahre angelegte Forschungsprojekt: 28 Partner unterstützen die Labors der Deutschen Telekom am Berliner Ernst-Reuter-Platz, darunter Siemens, BMW, die Charité, die TU Berlin, verschiedene Medizintechnik- und Computerunternehmen sowie Software-Entwickler der Berliner Fraunhofer-Institut. Die Johanniter Unfallhilfe schickt bei Bedarf Rettungsdienste, Pfleger oder Einkaufshelfer zu den Senioren. Das Bundesforschungsministerium gibt 25 Millionen zum 42-Millionen-Euro-Etat des Projektes dazu.

Mit dem ersten Praxis-Test mit 35 Potsdamer Senioren ist nun ein wichtiger Zwischenschritt des Projekts geschafft. Potsdams städtische Wohnungsgesellschaft Gewoba stellte die Modellwohnungen bereit und schlug Mieter vor, bei denen die Forscher ihre Technik installieren konnten. Für die Gewoba und andere Wohnungsfirmen ist es wirtschaftlich sehr interessant, wenn die alten Leute eben nicht in ein Heim ziehen, sondern möglichst lange Mieter bleiben. Deshalb hat die Gesellschaft mitgemacht und schnelle Internet-Kabel in jedes Zimmer der Studienteilnehmer verlegt.

Das Projekt beschränkt sich jedoch nicht nur auf das Zuhause, es soll den Teilnehmern auch Mobilität sichern. So haben sie stets ein modernes Smart Phone und eine Armbanduhr dabei, die sie mit dem häuslichen Netzwerk verbindet. Wenn nötig, können die Senioren auch eine EKG-

Westen tragen, die wichtige Körperfunktionen kontrolliert. Gibt es ein Problem, erkennt dies das Handy, und leitet die Information an die Leitstelle weiter, inklusive Standort des Patienten. Sollte jemand im Auto einen Herzinfarkt erleiden, lenkt das System das Auto automatisch nach rechts und lässt es am Straßenrand anhalten.

Viele einzelne Elemente des „Smart Senior“-Programms gibt es schon. Ärzte stellen übers Internet Diagnosen, Pflegedienste überwachen Patienten über Kameras, Mediziner checken online die Werte der Kranken. „Wir haben hier ein übergreifendes System entwickelt“, sagt Michael Balasch von der Telekom, Leiter des Projekts. Ein System, das mitwacht. Die Senioren können selbst mit ein paar Klicks auf der Fernbedienung oder auf dem Tablett-Rechner Gewicht und Blutdruck auf dem großen Flachbildschirm kontrollieren. Muss auch der Blutdruck überwacht werden, wird dies integriert. Die technischen Geräte sind möglichst einfach designt, mit Symbolen für „Zu Hause“, „Kommunikation“, „Gesundheit“ oder „Assistenz“. Hinter der schlichten Oberfläche stecken jedoch komplizierte Schnittstellen und Prozesse. Das ahnt, wer den Kabelsalat und gleich vier schwarze Boxen hinter dem Flachbildschirm stecken sieht.

Auch das ganze Prinzip ist komplex. Medizinische Daten von Siegrid Gorn wie der Wert ihres Blutdrucks gehen über das Telemedizin-Zentrum der Charité an ihre Hausärztin. Sollten ihr die Medikamente ausgehen, schaltet sie sich per Video-Telefon in das Notfallzentrum der Johanniter in Berne bei Bremen. Auf diese Weise kann sie auch Essen bestellen oder Hilfe

zum Einkaufen anfordern. Das Beste sei aus Sicht von Frau Gorn aber, dass sie mit anderen über den Bildschirm kommunizieren kann: „Wenn ich nicht mehr raus könnte, könnte ich trotzdem mit jemandem reden, wie in meinem Wohnzimmer.“

Die Erfahrungen von Frau Gorn und den anderen Probanden sind vor allem für Mehmet Gövercin aus der Forschungsgruppe für Geriatrie der Charité wichtig.

Die Zahlen sind eindeutig. Mehr als 20.000 Berliner bessern ihre Rente durch Arbeit – und das auch in hohem Alter. Rund 19.200 Ruheständler ab 65 Jahren gehen nach Angaben der Regionaldirektion der Bundesagentur für Arbeit in der Hauptstadt einem Minijob nach. Fast 2500 von ihnen sind sogar älter als 75 Jahre. Hinzu kommt eine Gruppe von rund 1000 Rentnern, die zusätzlich zur Rente noch einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nachgehen.

Damit liegen die Berliner im Trend. Deutschlandweit gingen Ende 2011 bereits mehr als 760.000 Menschen über 64 Jahren einer geringfügigen Beschäftigung nach, fast 120.000 Minijobber waren sogar älter als 74. Das geht aus der Antwort der Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage der Linken hervor, die am Dienstag bekannt wurde. Seit den Arbeitsmarktreflexionen von 2003, mit denen die Zahl der Minijobs deutlich anstieg, war die Zahl noch nie so hoch. So gab es etwa Ende 2004 lediglich rund 650.000 Minijobber, die 65 Jahre oder älter waren.

Gewerkschaften und Sozialverbände sehen darin ein Indiz für zunehmende Altersarmut. Das Bundesarbeitsministerium verweist hingegen darauf, dass die Zahl der Senioren in den vergangenen Jahren ebenfalls gestiegen ist. Der Zuwachs bei den betagten Minijobbern bewege sich deshalb in „sehr überschaubaren Dimensionen“. Tatsächlich gab es laut Statistischem Bundesamt 2004 erst rund 15,37 Millionen Deutsche über 64 Jahren. 2011 bereits 16,88 Millionen (plus 9,8 Prozent). Der Anteil der Minijobber in dieser Altersgruppe wuchs im gleichen Zeitraum von 4,2 auf 4,5 Prozent.

Kritik an der Entwicklung äußerten SPD, Grüne und Linke sowie der Deut-



System Testerin Siegrid Gorn mit ihren technischen Helfern. Smart Phone, Tablet-PC und Fernseher, alle mit der gleichen Benutzeroberfläche



Überwachung Über die Videokamera neben dem Fernseher haben Ärzte und Helfer die Senioren stets im Blick. Im Problemfall können sie die Lage realistisch einschätzen und Ferndiagnosen stellen



Daten-Uhr Auch wenn die Senioren das Haus verlassen, sind sie mit dem System verbunden. Ein kleiner Computer am Handgelenk sammelt laufend Daten und meldet diese an die Zentrale



Fernbedienung Per Touchpad übermitteln die Senioren medizinische Daten an ihren Arzt, nehmen Kontakt zum Hilfsdienst auf oder bedienen ihren virtuellen Fitness-trainer auf dem Fernseher

„Wir wollten die Handhabbarkeit der Geräte testen, die Nutzerakzeptanz und die Lebenszufriedenheit“, sagt der Arzt. Schließlich nütze auch das ausgefeilteste System nichts, wenn die Senioren es nicht richtig bedienen können. Siegrid Gorn kam gut zurecht, die alte Dame besitzt aber auch einen Computer und surft im Internet. Sie fand sogar die Fernsteuerung per Touchpad „ein bisschen lahm“. „Man

sollte schon in der Lage sein, mit einem Computer umzugehen“, lautet ihr Fazit. Das sei in ihrer Generation zwar nicht unbedingt die Regel, so Siegrid Gorn – doch in Zukunft werde sich ja auch das ändern.

Ein bisschen wird es ja aber auch noch dauern, bis ein so umfassendes System wirklich auf den Markt kommt. Noch reiche die Basis-Infrastruktur dafür nicht aus, so Projektleiter Balasch. So sei beispielsweise Breitband-Internet noch längst nicht überall verfügbar. Vor demselben Problem stehen derzeit auch noch die Konzerne, wenn es um das so genannte Smart Home geht, also das vernetzte Wohnhaus, in dem die Waschmaschine dann wäscht, wenn der Strom billig ist und der Abfallerker die Müllabfuhr informiert, wenn er voll ist. Einige Beteiligte des Potsdamer Forschungsprojekts seien aber schon dabei, zumindest aus einzelnen Elementen des Systems verkaufsfähige Produkte und Dienste zu machen.

Virtuelle Preisschilder

Für das komplizierte Abrechnungssystem des deutschen Gesundheits- und Sozialwesens haben die Forscher indes auch schon eine Lösung gefunden. „An jeder Funktion hängt ein virtuelles Preisschild dran“, sagt der Siemens-Wissenschaftler Daniel Reznik. So werden die Nutzer über ihre Kosten informiert. „Einmal Vitaldaten, Gewicht empfangen“, steht auf dem Bildschirm. Macht „0,10 Taler“. Die Kunstwährung haben die Forscher gewählt, damit die Senioren nicht denken, sie müssten wirklich etwas bezahlen.

Zum Abschluss des Projekts hat Siegrid Gorn den Wissenschaftlern übrigens noch einen wichtigen Rat gegeben. Im System sei nämlich bisher nicht vorgesehen, dass ein Teilnehmer auch mal eine Woche verreise. „Das“, so die Seniorin, „musste man von Hand einstellen.“

Altersgerechte Assistenzsysteme – ein Milliarden-Markt

BERLIN – Telefonkonzerne, Softwareentwickler, Apparatebauer, Netzbetreiber: Sie alle wittern ein großes Geschäft. Und auch für Dienstleister, Wohnungsunternehmen, Kliniken und Pflegedienste verspricht die Aussicht, dass alte Menschen mithilfe technischer Assistenzsysteme länger selbstständig in ihren Wohnungen bleiben können, lukrative geschäftliche Möglichkeiten.

„Ambient Assisted Living (AAL)“, zu Deutsch etwa „von außen unterstütztes Leben“ heißt ein Trend, der seit einigen Jahren Mediziner, Forscher und Wirtschaftsleute gleichsam fasziniert. Denn alle wissen: Der demografische Wandel ist in vollem Gange. Seit 2007 gibt es deshalb ein europaweites AAL-Förderprogramm, mit dem Bedürfnisse von Senioren und entsprechende Lösungen erforscht und entwickelt werden sollen. 23 Länder tragen das Projekt mit, zwischen 2008 und 2013 fließen Fördermittel von 50 Millionen Euro in die einzelnen Projekte, die Hälfte aus den Kassen der Europäischen Union.

Die staatlichen und privaten Finanzierer solcher Forschungsbudgets hoffen auf einen Rückfluss ihres Geldes. Sie gehen von einem Milliarden-Markt aus. Das Bundesforschungsministerium hat beim Institut für Gerontologie der Universität Vechta eine Studie in Auftrag gegeben, um die ökonomischen Potenziale „altersgerechter Assistenzsysteme“ zu untersuchen. Es ist das erste Mal, das Wissenschaftler versucht haben, die Umsatzpotenziale, aber auch die mögliche Nachfrage nach solchen neuen Systemen zu ermitteln. Die Hypothese ist, dass alle Haushalte, in denen eine Person im Alter über 50 Jahren lebt, grundsätzlich als Kunde für solche Systeme infrage kommen. Mit steigendem Alter nehmen dann Bedarf, aber auch Zahlungsbereitschaft der Leute zu. Die Autoren gehen von einem möglichen Umsatz von mehr als 80 Milliarden Euro aus, der sich aus der Anschaffung der notwendigen technischen Geräte sowie einer monatlichen Zahlung für die genutzten Dienstleistungen zusammensetzt. Dieses theoretische Umsatzpotenzial sei aber nur auf sehr lange Sicht durch die privaten Haushalte finanzierbar, heißt es in der Studie.

Dass viele deutsche Senioren sich zusätzliche Kosten für solche Systeme leisten könnten, steht außer Frage. Laut Statistischem Bundesamt verfügten die deutschen Privathaushalte mit Menschen über 50 Jahren 2008 über mehr als 650 Milliarden Euro. 80 Prozent davon gaben sie für privaten Konsum aus.

Diesem gewaltigen Potenzial steht aber eine noch wenig ausgeprägte Bereitschaft der Privatleute gegenüber, für solche Assistenzsysteme auch tatsächlich regelmäßig Geld zu bezahlen. Denn auch Leute mit höherem Einkommen gaben in einer Befragung an, sie würden allenfalls zwischen elf und 20 Euro pro Monat ausgeben. Nur jeder fünfte der Befragten über 50 kann sich vorstellen, für ein modernes technisches Assistenzsystem mehr als 20 Euro monatlich zu bezahlen.

Die entscheidende Frage zur Weiterentwicklung der Assistenzsysteme für Ältere ist, ob sie zum Beispiel über Sozial- oder Krankenversicherungen finanziert werden. Denn wenn Senioren länger alleine zu Hause wohnen können, spart das teure Altenheimplätze, die Arzt-Sprechstunde per Videokonferenz ist günstiger, und eine dauerhafte gesundheitliche Überwachung der älteren Menschen kann Krankheiten vorbeugen. *jf*

19.000 Berliner Rentner mit Minijob

Die Zahl der arbeitenden Senioren steigt. Viele müssen, manche wollen es aber auch

BERLIN – Die Ursache ist umstritten, aber die Zahlen sind eindeutig. Mehr als 20.000 Berliner bessern ihre Rente durch Arbeit – und das auch in hohem Alter. Rund 19.200 Ruheständler ab 65 Jahren gehen nach Angaben der Regionaldirektion der Bundesagentur für Arbeit in der Hauptstadt einem Minijob nach. Fast 2500 von ihnen sind sogar älter als 75 Jahre. Hinzu kommt eine Gruppe von rund 1000 Rentnern, die zusätzlich zur Rente noch einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nachgehen.

Damit liegen die Berliner im Trend. Deutschlandweit gingen Ende 2011 bereits mehr als 760.000 Menschen über 64 Jahren einer geringfügigen Beschäftigung nach, fast 120.000 Minijobber waren sogar älter als 74. Das geht aus der Antwort der Bundesregierung auf eine parlamentarische Anfrage der Linken hervor, die am Dienstag bekannt wurde. Seit den Arbeits-

marktreflexionen von 2003, mit denen die Zahl der Minijobs deutlich anstieg, war die Zahl noch nie so hoch. So gab es etwa Ende 2004 lediglich rund 650.000 Minijobber, die 65 Jahre oder älter waren. Gewerkschaften und Sozialverbände sehen darin ein Indiz für zunehmende Altersarmut. Das Bundesarbeitsministerium verweist hingegen darauf, dass die Zahl der Senioren in den vergangenen Jahren ebenfalls gestiegen ist. Der Zuwachs bei den betagten Minijobbern bewege sich deshalb in „sehr überschaubaren Dimensionen“. Tatsächlich gab es laut Statistischem Bundesamt 2004 erst rund 15,37 Millionen Deutsche über 64 Jahren. 2011 bereits 16,88 Millionen (plus 9,8 Prozent). Der Anteil der Minijobber in dieser Altersgruppe wuchs im gleichen Zeitraum von 4,2 auf 4,5 Prozent.

Kritik an der Entwicklung äußerten SPD, Grüne und Linke sowie der Deut-

„Jung und Alt müssen noch mehr zusammenkommen“

BERLIN – Sie möchten so lange wie möglich selbstständig zu Hause wohnen und am öffentlichen Leben teilnehmen. Dies seien laut Karin Lau (70), der stellvertretenden Vorsitzenden der Landesseniorenvertretung Berlin, die größten Wünsche der meisten Senioren. Katrin Lange hat mit ihr gesprochen.



Expertin Karin Lau

Berliner Morgenpost: Wie zufrieden sind die Senioren in Berlin?
Karin Lau: Das lässt sich nicht pauschal sagen. Es gibt Senioren, denen es finanziell und gesundheitlich gut geht. Es gibt aber andere, die an der Armutsgrenze leben, behindert oder allein sind. Insgesamt muss es den Senioren besser gehen.

Was sind die größten Probleme?

Es gibt zu wenig seniorenfreundliche, bezahlbare und behindertengerechte Wohnungen. Ein zentrales Thema ist auch die Mobilität. Der Begleitservice müsste aus-

gebaut werden, damit Senioren in Bibliotheken, Konzerte oder Lesungen können. Doch statt das Angebot zu verstärken, wurde es reduziert. Kontakt ist wichtig, um nicht zu vereinsamen.

Die Menschen werden immer älter, welchen Herausforderungen muss sich Berlin stellen?

Es muss mehr qualifiziertes Pflegepersonal ausgebildet werden. Pfleger werden zunehmend im betreuten Wohnen, in Seniorenresidenzen und in der häuslichen Pflege gebraucht.

Wenn Sie einen Wunsch äußern könnten? Dann dürfte weder bei Senioren- noch bei Kindereinrichtungen der Rotstift angesetzt werden. Wenn doch eine Einrichtung auf dem Prüfstand steht, sollte vorher mit allen Beteiligten gesprochen werden, um eine gemeinsame Lösung zu finden. Wichtig ist, dass Jung und Alt noch mehr zusammenkommen. Davon profitieren alle.